

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



An den Ufern der Drina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Leise strich sie über sein Haar, wie wenn sie ihn ganz hypnotisieren wollte. Die starken Arme, die sie umschlungen hielten, pressten sie immer wilder, ungestümer — sie wehrte ihnen nicht. Eine Zeitlang war's still im Gemach. Nichts war zu hören, als das Stöhnen des Mannes.

„Du hast recht geraten,“ sprach sie endlich leise, flüsternd, und der Atem ihres Mundes küßte dabei seine Wange. „Ich will etwas von dir. Nichts Bedeutendes, keinen Mord, keinen Verrat. Und ich will's dir lohnen . . .“

„Sprich!“ schrie er.

„Du gehst nach Bosnien, nach Racovac?“

„Ja.“

In seinem Taumel fiel es ihm gar nicht ein, zu fragen, woher sie das wußte.

„Du wirst den Uebergang über die Drina zu bewachen haben?“

„Ja.“

„Wenn ich dich eines Tages dort besuche, wirst du etwas dagegen haben?“

„Mich — in Racovac besuchen . . .?“

„Es wird dich doch im Dienst nicht stören?“

„Nein, das heißt . . .“

Er wollte sich aufrichten, aber nun war sie es, die ihn festhielt, ihn mit leisem Schmeicheln an sich drückte.

„Versprichst du, mich dann ein Stückchen zu begleiten?“ fragte sie weiter.

Die ihm ganz unverständlichen Fragen bohrten sich ihm wie Nadelstiche in den heißen Kopf. Sein Bewußtsein stand auf und rüttelte ihn aus seinem Bann. Diese scheinbar harmlose Bitte hatte doch einen Zweck!

„Wohin begleiten?“

Sein Kopf schmerzte ihn, so strengte er ihn an, den ihm dunklen Zusammenhang zu erraten. Von Minute zu Minute wurde er nüchterner, erkannte er immer deutlicher, daß ihm da eine Falle gestellt würde. Sie merkte es, verdoppelte ihre Bärtlichkeit und wollte ihn nicht aus ihren weichen, runden Armen lassen.

Aber er machte sich los, so schwer es ihm auch fiel.

„Was hast du auf einmal?“ fragte sie. „Komm', bleib' doch bei mir!“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er. „Sie haben mich in einem Zustand gesehen, Frau Gräfin, den ich jetzt bereue . . .“

„Du bereust, mir deine Liebe gestanden zu haben?“

Ihr roter Mund verzog sich zu einem entzückenden Schmolzen, die blauen Augen winkten und winkten zu ihm herauf. Aber er blieb fest.

„Ja,“ sprach er, „ich hätte mich vernünftiger dabei benehmen können. Denn ich will den Kopf klar haben. Wenn Sie etwas wünschen von mir, Frau Gräfin, und es sich mit meiner Ehre als Mann und meiner Pflicht als Soldat vereinigen läßt, will ich es tun!“

„Bedingungen?“

„Das sind keine Bedingungen, das sind selbstverständliche Dinge! Sie werden doch nicht von mir verlangen, daß ich irgendeine Lumperei begehe?“

Sie fühlte, daß ihr die Beute, die sie bereits im Netz zu haben glaubte, unhaltbar entglitt. Sie raffte ihre ganze Kraft zusammen. Sie faßte ihn an der Hand und zog ihn zu sich hinab.

„Was will ich denn von dir, du dummer Mensch, du!“ flüsterte sie, indem sie einen heißen Kuß auf seine Lippen presste. „Anstatt mit der Bahn zu fahren, mache ich den Umweg über Racovac, um dich zu sehen. Das ist alles!“

Er fühlte ihren Kuß auf seinem Mund brennen, spürte ihre schwellenden Glieder an den seinen . . . wieder begann es wirr zu werden in ihm. Warum fährt sie nicht mit der Bahn? Warum auf einmal die große Liebe, die sie durchaus, im Winter, über den unwirklichen Karst zu ihm nach Racovac treibt? Sein Mißtrauen wuchs und wuchs.

„Warum wollen Sie mir ein solches Opfer bringen?“ fragte er.

„Gott, bis so ein Mann begreift! Ich sage dir doch, daß ich dich liebe!“

Er sah ein, er würde nichts aus ihr herausbekommen, wenn er nicht auf ihren Ton einging. Er ließ sich also neben ihr nieder, küßte ihr abwechselnd die Hände und spielte mit ihren schweren Haarflechten.

„Geliebte, schau,“ sagte er, „ist es nicht einfacher, du fährst mit der Bahn und ich komme dich in Sarajevo besuchen? Ja, da fällt mir ein, was hast du eigentlich in Sarajevo zu tun?“

„Meine Schwester ist dort verheiratet.“

„Ach, ich wußte nicht, daß du eine Schwester hast.“

„Sie ist ein Jahr jünger als ich . . . aber ich weiß nicht, du fragst mich so aus?“ rief sie ungeduldig.

„Ich verstehe nur nicht, warum du nicht mit der Bahn fahren willst. Ich will dir sogar versprechen, dich in Sarajevo bereits zu erwarten. Auf ein, zwei Tage kann ich mich immer freimachen.“

„Aber ich habe mich so gefreut auf unser Idyll in Racovac. Franz, du Starrkopf, begreift du denn nicht, in dem stillen, abgeschiedenen Dörfchen, wir zwei . . .“

„Ja, mit fünfzig Dragonern und sechzig Strafunen. Das sind mir die rechten Liebeswächter!“

Sie kämpfte beinahe verzweifelt. Ihr weiblicher Ehrgeiz peitschte sie bereits. Sollte ihr gerade dieser Mensch widerstehen? Sie hielt und hielt ihn, küßte ihn, flüsterte ihm tausend glühende Versprechungen ins Ohr . . . Die Tränen der Wut traten ihr in die Augen, da sie sah, wie sich das Spiel immer mehr zu ihrer Ungunsten wendete.

Franz hatte sich nun wieder vollkommen in der Gewalt. Und während er sich ihre süßen, verführerischen Worte ins Ohr gleiten ließ, überlegte er kalt und scharf. Ghifa hatte gesagt, daß die Polizei sich mit ihr eingehend befaßt hatte. Es war also klar, daß man sie auch in Bosnien, zumal in dieser schwülen Zeit, kennen würde. Deshalb fürchtete sie die Fahrt mit der Eisenbahn. Deshalb sollte er ihr helfen, heimlich über die Grenze zu kommen.

Schade, das Weib war so schön! Mit einem tiefen Seufzer des Bedauerns zog er ihre Arme von seinem Nacken herunter und stand auf.

„Adieu, Frau Gräfin!“ sagte er.

Nun war sie es, die die Fassung verlor. Dieser junge unbedeutende Mensch wies sie zurück! Ein starrer Begriff, der seiner Pflicht, war ihm mehr als der Genuß, um den so mancher alles hingegibt! Beinahe bewundernd starrte sie ihn an.

Er stand vor ihr, breit und stark, endlich seiner selbst wieder bewußt, um den Mund einen scharfen Zug unbeugsamen Willens. Nur in seinen ehrlichen Augen las sie deutlich, wie schwer ihm diese Unbeugsamkeit ward.

„Du liebst mich nicht!“ sagte sie mit einem schwachen Versuch die Komödie fortzusetzen.

„So, wie Sie es wünschen, Frau Gräfin, nicht!“ erwiderte er ruhig. „Und nun ist es besser, ich gehe!“

„Du willst also nicht?“

„Nein!“

Kalt kam es von seinen Lippen.

Da legte sich eine knochige Hand auf seine Schulter und eine scharfe, böshafte Stimme sagte:

„Und wenn man Sie zwingt?“

„Ray!“

Die Gräfin war's, die den Ruf ausstieß. Sie war nicht minder überrascht als Franz, da sie den Fürsten so plötzlich auftauchen sah.

Der Offizier aber hielt nun das Ganze für eine abgekartete Komödie, in der das Erscheinen dieses ihm unbekanntem, aber widerlichen Kerls da den Schußeffekt bildete. Mit verachtungsvollem Blick maß er die Gräfin.

Die aber rief:

„Franz, ich schwöre dir . . .“

„Wir sind Sie keine Rechenschaft schuldig, Frau Gräfin!“ sagte er mit schneidendem Hohn. „Und was diesen Herrn da anbetrifft, so ersuche ich ihn, mir den Weg freizugeben, oder ich zeige ihm, daß es sehr schwer ist, mich zu etwas zwingen zu wollen.“

Fürst Ray grinste und stieß einen leisen Pfiff aus. Hinter ihm tauchten im Nu drei verwegen aussehende Gesellen auf, Banditen von allerreinstem Wasser.

Ray aber trat einen Schritt an Franz heran, der den Hut aufsetzte und die Hände in die Hosentaschen setzte.

„Sie werden sich jetzt ehrenwörtlich verpflichten, die Frau Gräfin durch Racovac zu bringen, oder . . .“

„Oder?“

„Der Fakt verbietet mir, in Gegenwart einer Dame darüber zu sprechen!“

Angesichts dieser gefährlichen Lage hatte Franz seinen Humor wiedergefunden.

„Ach Gott, lieber Mann,“ sagte er, „vor dieser Dame brauchen Sie sich keinen Zwang aufzuerlegen!“

Und in aller Gemütsruhe zündete er sich eine Zigarette an.

„Ich werd' Ihnen mal was sagen, mein kleiner Freund,“ fuhr er herablassend zu dem bei dem Wort „Nein“ grün und blau werdenden Fürsten fort. „Wenn Sie auf die Dame so viel Rücksicht nehmen, dann verschwinden Sie schleunigst mit Ihren Bundesbrüdern. Ich bin um 9 Uhr in die kaiserlich und königliche Gesandtschaft geladen. Wenn ich nicht auf die Minute dort bin, wird man mich hier suchen. Denn ich war so vorsichtig zu sagen, wohin ich gehe. Also, darf ich bitten?“

Und ohne ein Wort abzuwarten, schritt er an dem durch seine Kühnheit verblühten Fürsten vorbei, schob gemütlich die drei Heibuden beiseite und verließ das Zimmer.

Vor dem Hause angelangt, sagte er sich: „Bin neugierig, ob sie mir die drei Gesellen nachschicken.“

Langsam ging er die schwachbeleuchtete, menschenleere Straße hinunter und bog absichtlich in eine noch stillere Seitengasse ein. Da hörte er auch schon rasche, plump schleichende Schritte hinter sich. Ein Blick über die Schulter überzeugte ihn davon, daß es dieselben drei Kerle waren, die er bei der Gräfin gesehen hatte.

Nun galt's! Vorsichtig holte er die Browning aus der Tasche, dann drehte er sich plötzlich um, so daß seine Verfolger eigentlich die Ueberfallenen waren. Sein Arm fuhr auf, und der Stahlkolben der Pistole traf die Schläfe des ersten, der betäubt lautlos zusammenbrach. Schon holte er zum zweitenmal aus, aber den anderen beiden war die Luft zu dem Handel vergangen. Sie liefen, was sie konnten.

Franz aber setzte seinen Weg fort und piff den Gassenhauer, der ihm bei dem letzten Versuch in Wien so gut gefallen hatte.

5. Kapitel.

„Da haben wir uns schön blamiert,“ sagte Ray zur Gräfin, als sie allein waren. „Wer konnte aber auch ahnen, daß Ihre Reize gerade diesmal versagen würden.“

„Halten Sie den Mund!“ rief sie. „Ihnen danke ich diese Demütigung!“

„Es tut Ihnen wohl leid, daß dieser keusche Josef mit dem Dragonersäbel Ihnen entschlüpft ist?“ In seinen Worten lauerte seine ganze unbezwingbare Eifersucht.

Sie sah ihm höhnisch ins Gesicht.

„Wenn Sie's wissen wollen, ja!“ antwortete sie. „Dorher war er mir gleichgültig, so gleichgültig wie Sie, jetzt aber, da ich gesehen habe, daß er ein Mann ist, empfinde ich etwas für ihn, was ich noch für kein Mitglied des sogenannten starken Geschlechts empfunden habe.“

„Hüten Sie sich!“ zischte er, und seine knöchernen Finger krümmten sich wie Geierklauen. Der charakterfeste Herr Oberleutnant wird nicht mehr viel Gelegenheit haben, sich Ihrer Zuneigung freuen zu können!“

„Was soll das heißen?“ fuhr sie auf.

„Das soll heißen, daß meine Burschen hinter ihm her sind!“ antwortete er mit einem böshaften Lächeln und streckte sich behaglich in einem Fauteuil aus.

„Das sieht Ihnen ähnlich, feige und hinterlistig solche Bluthunde auf einen Ahnungslosen zu hehen, Sie . . .“

„Schweig, Weib!“ unterbrach er sie. „Reize mich nicht bis zum äußersten. Sie wissen, wer ich bin und was ich vermag!“

„Ich fürchte Sie nicht!“ lachte sie.

Schon wollte er eine noch heftigere Antwort geben, als ein Klopfen an der Türe ertönte und gleich darauf die zwei Heibuden eintraten.

„Nun?“ fragte Ray.

„Gospodin, der Schwaba ist ein bissiger Hund!“ berichtete der eine von ihnen de- und wehmütig. „Er hat dem armen Stanlo eins auf den Kopf gegeben, daß er hingefallen ist wie ein Baum, den man absägt . . .“

„Na, und wo wart ihr?“ inquirierte Ray.

„Gospodin, der Schwaba ist uns angegangen wie ein wütender Wolf . . .“

Ray schäumte nur so vor Wut.

„Hinaus,“ schrie er, „feiges Pack! Daß ich euch nicht mehr vor die Augen bekomme!“

Die Männer duckten sich wie geprügelte Hunde und verschwanden zitternd und bebend.

Olga aber lag auf ihrer Ottomane und lachte:

„Sie schimpfen andere feig, bester Fürst! Sie, der Sie sich nicht aus dem Hinterhalt herausrauben! Ach, wie freue ich mich auf das Wiedersehen mit diesem Manne! Endlich einmal einer, der Ihnen gewachsen ist!“

„Er soll sich hüten, mir wieder zu begegnen!“

„Sie wissen ganz gut, daß viel eher Sie sich hüten müssen vor der Begegnung als er!“

Da trat Ray dicht an sie heran. Sein gelbes Gesicht zeigte eine grünliche Farbe, seine Augen waren blutunterlaufen und seine Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft — Olga fühlte, wie ein eissiges Grauen vor dieser Wut ihr die Kehle hinauskroch, aber sie wich nicht um Haaresbreite zurück.

„Ob Sie höhnen oder nicht,“ zischte er, „merken Sie sich das eine: Wenn ich Sie schon nicht besitzen werde, so soll dies auch kein anderer! Ihr Lächeln ist für jeden ein Todesurteil!“

„Hanswurst!“ antwortete sie achselzuckend.

Fürst Dektor Ray war ein ganz merkwürdiger Mensch. Ueber seine blinde Leidenschaft für die schöne Russin vergaß er ganz und gar nicht seine große Aufgabe, das Zustandekommen des Krieges gegen Oesterreich.

Am nächsten Vormittag ließ er sich bei der Gräfin melden, kalt und ruhig wie immer.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen“, sagte er. „Da unser Plan, mit Hilfe des Oesterreichers nach Sarajevo zu gelangen, fehlgeschlagen ist, müssen wir auf andere Mittel und Wege sinnen. Ich kenne da einen jungen Menschen, den Sohn eines hiesigen Universitätsprofessors. Den will ich Ihnen vorstellen. Er ist ein Schwärmer, natürlich ein großer Patriot, und wird, wenn Sie es ein bißchen geschickt anfangen, leicht dazu zu bringen sein, Sie auf geheimen Wegen nach Sarajevo zu begleiten.“

„Gut. Ich will mein Möglichstes tun. Wann wollen Sie mir den jungen Mann bringen?“

„Sind Sie heute nachmittag zu Hause?“

„Ja.“

„So werde ich ihn noch heute bringen. Ich glaube, er will sich sowieso einer der Banden anschließen. Sie sehen, diese Aufgabe ist nicht so schwer. Und Zeit genug haben Sie ja. Ich selbst fahre heute nach Cetinje, um den Fürsten zu einer Allianz mit Serbien zu bringen. Das wird eine harte Nuß zu knaden geben. Die Serben haben in ihrem Größenwahn oder vielmehr Vergößerungswahn dem alten Herrn mit ihren ewiger Verschwörungen recht übel mitgespielt, und er wird mir keine angenehmen Dinge über sie sagen. Aber ich werde ihn bei seiner schwachen Seite, bei seiner Popularität unter den slawischen Balkanvölkern packen. Da wird er mir nicht auskommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Marsch durch Nordfrankreich und ein Sturmangriff gegen die englischen Stellungen.

Einer unserer Angestellten, der zuletzt an den Kämpfen gegen die Engländer in der Nähe von Obern teilgenommen hat, entrollt uns in nachstehendem einige Bilder vom westlichen Kriegsschauplatz.

„Rechts ran“, wird von hinten nach vorne durch die fast endlos erscheinende Marschkolonnen das Kommando weitergegeben. Mechanisch wenden sich die Köpfe der durch das anhaltende Marschieren ermüdeten Soldaten nach links. Ein Auto rattert vorbei; ein zweites und drittes folgen. Ganz vorne an der nächsten Biegung der mit hohen Pappeln bewachsenen Landstraße, die wie viele französische Straßen mit hochgewölbten Steinen gepflastert ist und dadurch das Marschieren zur Qual macht, halten die Kraftwagen. Unser Kompanieführer kommt angefahren und ruft uns zu: „Tritt gefaßt, Gewehr anziehen, Köpfe hoch.“ Wir reihen uns zusammen und versuchen, trotz der Anstrengungen der letzten Tage einen möglichst frischen Eindruck auf unseren Brigadeführer zu machen, der dem Auto entsteigen war, zu machen. — Der Vormarsch war erfolgt. Weit hinter uns beratschlagt der Brigadeführer mit den Regimentskommandeuren. Immer weiter geht der Marsch. Den Blick unverwandt auf die Feldflasche oder das Kopvel des Vordermannes geheftet, so schleppen wir uns fort. Das Gewehr wandert von der linken Schulter auf die rechte, drückt aber auf der einen Seite so hartnäckig wie auf der anderen. Der Tornister zieht, als wäre er mit einer Meimenge gefüllt, die sich vergrößerte, je länger der Marsch anhält. Die Füße leiden sehr auf diesen nicht für's Marschieren geeigneten Landstraßen. Ein tüchtiger Schluck aus der Feldflasche, die man sich abwechselnd mit Rotwein, an dem es nicht fehlt, mit Kaffee oder Wasser füllt, läßt auf eine kurze Spanne Zeit das Drücken des Tornisters scheinbar abschwächen. Man richtet sich auf und läßt den Blick etwas abseits schweifen. Da sieht man weidende Kühe und Pferde, im Felde arbeitende Frauen. Auf den ersten Blick scheint es, als herrschte hier tiefster Frieden. Sieht man aber näher zu, so entdeckt man doch bald, daß da noch manches im argen liegt. Die Felder sind teilweise noch unbefestigt. Das Getreide ist zwar abgemäht, sitzt aber noch in großen, runden Haufen aufgetürmt im Felde und manches Korn wird dem Mäusefraß zum Opfer fallen.

Wir kommen durch ein großes Dorf. Ein alter Franzose und seine Frau bringen in zwei Eimern Wasser, mit dem wir gierig unsere trockenen Kehlen wegen, denn die Feldflaschen sind schon lange leer. Unsere Regimentsmusik läßt beim Durchmarsch ihre Weisen ertönen. Die Leute treten aus ihren Häusern heraus und beobachten neugierig unseren Durchzug. Wir sind aber nicht die ersten; schon viele, viele sind vor uns hier gewesen. — Welchen Eindruck bekommt man von der Bevölkerung? Was die Männer anbetrifft, so sind begreiflicherweise nur noch wenige da; Kinder und Greise. Wie uns die Leute erzählten, sind alle Männer in Nordfrankreich von 19 bis 49 Jahren eingezogen worden. Die Frauen stehen da — teilnahmslos und meist mit bleichem, sorgenerfülltem Antlitz. Haben doch auch die meisten von ihnen ihr Tenerkes im Felde stehen, dessen Schicksal ihnen unbekannt ist und hier, in den von den Deutschen besetzten Gebietsteilen auch noch eine Zeitlang unbekannt bleiben wird. Not und Armut treten häufig zutage. Die dürftige Kleidung von Frauen und Kindern und der Umstand, daß des öfteren die Leute an uns heran-

men und von uns Brot fordern, bilden die besten Beweise dafür. Für unsere Kriegszwiebäck geben sie willig Wein, Zigarren und was sie sonst alles erübrigen können. Unser Durchmarsch und die Klänge der Musik bringen wieder für Augenblicke ein frohes Leuchten in die Augen mancher jungen Mademoiselle. Wicke, wie man sie im allgemeinen Feinden zuwirft, sieht man hier selten. Winkt mal einer von uns in seinem jugendlichen Übermut so einen „Schönen“ zu (unsere lieben deutschen Mädchen brauchen deswegen nicht eifersüchtig zu werden), so wird in den meisten Fällen der Gruß freundlich erwidert. Es sind dies natürlich nur Stimmungen des Augenblicks. Auf die wirkliche Stimmung des Volkes kann man daraus nicht schließen. Trotzdem muß ich sagen, daß ich bei unseren Marschen durch Frankreich — wir haben doch immerhin etwa vierzig Ortschaften und Städte berührt — keinerlei Kundgebungen, die sich gegen uns richteten, beobachtet konnte. In Belgien sah ich einmal bei einer Frau und zweimal bei Männern die Bewegung des Halsabschneidens. Wie gesagt, man kann aus dem Benehmen der Leute keine Schlüsse auf die wirkliche Volksstimmung schließen. Unter dem Druck der Verhältnisse sind schließlich die Leute zum Heucheln genötigt, und so wird auch in vielen Fällen die Freundlichkeit gegen uns, die manchmal sogar übertrieben ist, geheuchelt sein. — Dort, wo der Krieg keine Verwüstungen angerichtet hat, wo keine Pferdehufe das Feld zertrampelten und noch keine Granate in das Dorf einschlug, stehen die Leute vor ihren Häusern und besehen sich mit achtungsvollen, nicht gehässigen Blicken unseren Vorbeimarsch. Dort aber, wo sich ein Gefecht entspann, wo Freund oder Feind genötigt waren, ein Dorf in Brand zu stecken, wo die Ernte und die Felder verwüstet wurden, da weichen uns die Leute aus, da stehen sie mit ängstlichem und scheuem Blick abseits, und teilweise schreien die Kinder bei unserem Ankommen. Da kann man sehen, was die Leute den Kindern über die nahenden Deutschen „Barbaren“ alles vorgemacht haben mußten. Einmal kamen wir durch D. Vor der Stadt ist an einer Wegkreuzung ein kleiner Friedhof angelegt. Mehrere Lorbeerkränze zieren die Gräber und ein schlichtes Holzkreuz trägt die Aufschrift: „Hier ruhen . . . tapferer Landwehrleute, gefallen am . . .“ usw. Hier sind auch die Gräber der armen Verwundeten, die von den Einwohnern dieser nahe an der belgischen Grenze gelegenen französischen Stadt so schrecklich verstümmelt wurden. Es handelte sich, wie man weiß, um ganz schändliche Verbrechen, die sich ein Teil der Einwohnerschaft dieses Ortes hatte zuschulden kommen lassen und wegen denen bekanntlich die deutsche Regierung eine Protestnote verfaßt hatte. Die Stadt bot einen furchtbaren Anblick. Fast könnte man sagen: „Es ist kein Stein auf dem andern geblieben“. Tatsache ist jedoch, daß etwa vier Fünftel der Häuser niedergebrannt sind — eine gerechte Strafe. Bei D. war es auch, wo am letzten Mittwoch des Monats Oktober bei einer nächtlichen Bahnwache einer unserer Landsturmlente von einem Bewohner der Stadt oder dieser Gegend hinterlistig erschossen wurde. Hier wie auch in anderen Orten zeigt es sich, mit welchem Gerechtigkeitsfönn die deutschen Truppen bei der notwendigen Verhängung ihrer Strafgerichte vorgehen. Besonders in Belgien konnte man das gut beobachten; da stand z. B. ein Haus unangetastet, während die heiderseitigen Nachbarhäuser niedergebrannt waren. Aus letzteren wurde auf unsere Truppen geschossen, während der Besitzer des unversehrten Hauses sich nichts hatte zuschulden kommen lassen. Man sieht also, und das kann nicht oft genug wiederholt werden, daß seitens unserer Truppen nicht blindlings vorgegangen wird, sondern daß fast ausnahmslos nur den Schuldigen die gerechte Strafe trifft. In vielen Haustüren sieht man die Kreideinschriften: „Gute Leute, schonen!“ oder „Hier haben die Leute alles hergegeben!“ usw. — Viele Leute sind vor den nahenden Deutschen geklüchtet. Ihr Hab und Gut haben sie im Stich gelassen oder einem weniger ängstlichen Nachbar anvertraut; die Fensterräden sind dort geschlossen. Bezahlen kann man überall mit deutschem und französischem Gelde, soweit überhaupt noch etwas zum Laufen da ist. In größeren Orten oder Städten kauft man Brot, es gibt aber nur Weißbrot, das ungesalzen ist, und Wein, der meistens vorzüglich schmeckt (Flasche 1 Mark). In kleineren Orten gibt es höchstens noch Bier; das ist aber fast ungenießbar, denn es ist gallbitter und wird aus offenen Bottichen geschöpft; also ohne Schaum. Einmal wurde uns als Apfelwein ein Gemisch von Essig und Wasser vorgelegt. Zucker ist bei uns begehrt (für den Kaffee), aber wenn man irgendwo eine Quelle entdeckt, so muß man schon achtzig Pfennig (1 Frank) für das Pfund anlegen.

Nachts schlafen wir meistens in Scheunen. Solange ja der Wind nur von der einen Seite hineinbläst, geht es noch; aber wenn die Scheuer auf beiden Seiten offen ist, dann sorgt öfters die Kälte für ein unrechthäßiges Erwachen und man zieht bald dem einen, bald dem anderen der schlafenden Kameraden von seiner Strohsportion etwas weg, um die Beine, die Füße oder was gerade fröstelt, besser zu bedecken. Manchmal marschieren wir am Tage, manchmal nachts. Am liebsten ist uns das Marschieren am Tage, denn dann kommt man nachts etwas zur Ruhe. Beim ersten Hahnenschrei öffnet sich die Türe — vorausgesetzt, daß eine solche vorhanden ist — unseres Schlaf-, Ankleide-, Wasch- und Frühstücksaumes und mit den Worten: „Aufstehen, Kaffee kochen“ werden wir vom diensttunenden Unteroffizier aus unserem Traumland gerissen. Welche hellere, sonnenvolle Wäber von Heimat und Frieden umgaskelt uns da manchmal,

und wie ganz anders ist es beim Erwachen! Mit dem Aufstehen ist man schon beim Erwachen fertig; die Toilette ist auch schneller erledigt als zuhause. Man knabbert sein Krummbrot, denkt sich etwas Butter dazu und trinkt seinen Kaffee. Diese Mahlzeit genießen wir bei Tagesanbruch und zur Feierabendstunde. Weidmahl schlürft man die schwarze Bouillon mit gleichem Gehagen; nicht etwa, weil die Milch oder der Zucker fehlen, sondern weil sie schön heiß ist und uns erwärmt. Die dritte Mahlzeit nehmen wir mittags ein. Sie besteht aus einer guten, kräftigen Suppe und reichlich Fleisch. Nachmittags, wenn wir ins Quartier kommen, wird ein feister Dohje requiriert, ihm eine Augel zwischen die Hörner gesetzt, und eine Stunde später wandert er schon in kleinen Stücken in die Kessel unserer Feldküchen. Das nötige Kraut und die Kartoffeln kommen dabei, und am nächsten Morgen kann während des Marsches das Kochen vor sich gehen. Nach 6—7 Stunden Marsch gibt es eine einstündige Rast. Das Kochgeschirr wird zur Hand genommen, und der Inhalt der Feldküchenkessel, die wir als ständige Begleiter sehr schätzen, seiner Bestimmung zugeführt. Weiter geht der Marsch. Im Quartier angekommen, werden die Postkassen, Liebesgabenpaketschen usw. ausgegeben. Wer dabei leer ausgegangen ist, vertraut sich einem an diesem Tage besser bedachten Kameraden an, der ihn natürlich von diesem oder jenem mit kosten läßt. Auch an heiteren Zwischenfällen fehlt es nicht. Erhielt da vor einiger Zeit ein Kamerad von Mutterl ein Paket mit einem Unterhosenbein. Erst staunt betrachtet er es von allen Seiten und schleppt es ein paar Tage mit. Schon wollte er nach Hause schreiben, was er mit dem einen Bein des Bekleidungsstückes anfangen sollte, da kam die Aufklärung in Gestalt eines zweiten Paketes. In ihm befand sich das andere Bein, Nabel, Zwirn und ein Brief, in dem das besorgte Mütterchen schreibt, daß sich ihr Sohn die Unterhose an der hinteren Naht zusammennähen sollte; für ein Paket sei sie zu schwer gewesen.

Wir sind vor der französischen Zeitung . . . angelangt. Unser Mittagmahl ist eingenommen. Wiederum kommt unser Kompagnieführer angesprengt und teilt uns mit, daß in der Mitte der Stadt der kommandierende General mit seinem Stabe Aufstellung genommen hat, um uns im Vorbeimarsch zu besichtigen. Die Regimentmusik schreiet mit lustigen Klängen voran, die Fahnen flattern im Winde, bewundernde Blicke der französischen Bürger auf sich fesselnd. Da rechts sitzt er hoch zu Ross. Am strammen Paradeschritt marschieren wir an ihm vorbei. Sein durchdringender, entschlossener Blick gleitet von Reihe zu Reihe. Man sieht es seinen Hüften an, daß er verantwortungsvolle Tage durchlebt, man sieht es ihm an, daß er Vertrauen hat auf seine und auf unsere Kraft.

Im gleichen Tempo und mit den gleichen Abwechslungen geht unser Marsch weiter von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. — Donnerstag nachmittags. Der zehnte Marschtag. Wir kommen nach R . . . „Einige Stunden Ruhe,“ lautet das Kommando. „Ruhe?“ fragen wir uns verwundert. Uha!, die Ruhe vor dem Sturm. Wir empfangen unser Mittagessen. Hier hat man Gelegenheit, sich manches einzukaufen: Wurst, Kerzen, Streichhölzer usw. (Hier möchte ich einsprechen: vergeht nicht, jedem Liebesgaben-Paketschen eine Kerze beizufügen; sie ist manchmal nötiger als Brot.)

Gegen 7 Uhr abends, die Dunkelheit und ein feiner Regen haben eingesetzt, kommt der Befehl zum Weitermarsch. Wir verlassen die Stadt. Es wird immer dunkler und der Regen heftiger. Links und rechts im Graben liegen zertrümmerte Wagen und ein Auto, dort ein totes Pferd; die ersten Anzeichen vom Geschützfeld. Das Donnern der Geschütze, das wir ja in den letzten Tagen fast immerzu hörten, wird heftiger. Das Blitzen der Kanonen in der Ferne läßt uns aufmerken. Wir überschreiten eine Brücke, die von unseren Pionieren angelegt worden war, und kommen völlig durchnäßt in ein Dorf. Artillerie-Kolonnen rasen im Sturmschritt vorbei; Pferdegequassel, Kommandorufe. Das dumpfe Donnern der Kanonen, dem wir immer näher kommen, und manches andere sorgen dafür, daß man nicht zur Ruhe kommt. Man bleibt in feierhafter Aufregung und Tätigkeit. Noch in der Dunkelheit wird weiter vorgedrungen. Wir beziehen unsere Stellungen, die die ganze Zeit über von anderen Truppenteilen und teilweise sogar von Kavallerie gehalten worden waren. Am Freitag und in der Nacht gibt es schon zwei Sturmangriffe, bei denen wir ein gutes Stück vorwärts kommen.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

• Der Dezember in deutschen Sprichwörtern. Allzu große Kälte bringt der Dezember gewöhnlich noch nicht. In den Augen der Landwirte schadet das nicht viel, wenn auch ein Frost im Dezember immer noch lieber gesehen wird als längere Zeit andauernder Regen oder ganz milde Bitterung. Vor allem aber wünschen die Landleute während des Dezembers eine dicke Schneedecke für die Winterfaat. Dieser besondere Wunsch kommt in einer ganzen Reihe von Sprichwörtern der ländlichen Bevölkerung zum Vorschein. So heißt es in Sachsen und in Thüringen: „Dezember mit recht vielem Schnee gibt Korn und Gras auf jeder

Öbb“, andere Sprichwörter, die in den verschiedensten Teilen Deutschlands zu hören sind, heißen: „Viel Schnee im Dezember und fruchtbares Jahr waren vererbt schon immerdar“, und weiter: „Dezember, der uns bringt viel Schnee, dem folgt ein Jahr mit reichem Korn und Alee“. Die Beobachtung, daß ein milder Dezember recht oft einen harten und langen Nachwinter im Frühjahr bringt, kommt in so manchen Sprichwörtern zum Ausdruck. So heißt es: „Bleibt der Winter im Dezember fern, kommt im März und April der Nachwinter gern“, und: „Wenn im Dezembermond nicht Frost kommen will, so kommt er gewiß noch im Monat April“. Manche Leute sind jedoch auch der Meinung, daß ein Winter, in dem der Monat Dezember seinen Frost und Schnee bringt, überhaupt nicht mehr hart werden könne, und so benutzen sie das Sprichwort: „Wenn der Dezember ist ohne Schnee und lind, dann wird der Winter mild wie ein Kind“. Ein nasser, schmutziger und nebliger Dezember führt besonders häufig zu Erkrankungen, und deshalb heißt es auch nicht mit Unrecht: „Dezemberwetter naß und weich — das macht den Kirchhof immer reich.“

Büchertisch.

— Von A. Kleinschmidts „Im Forsthaus Falkenhors“ (Verlag von Emil Roth-Weien) ist soeben der 6. Band (Preis geb. 4 Mk.) erschienen. Schulrat Dr. Mosap in Stuttgart widmet ihm folgende Besprechung: Mit dem schon mehrfach preisgekrönten Werke des als Schulmann hochgeschätzten Verfassers, dessen sechster, abschließender Band soeben erschienen ist, ist der reiferen deutschen Jugend beiderlei Geschlechts ein Jugendbuch geschenkt, das den Bedürfnissen und Neigungen dieses Alters aufs beste entgegenkommt. Wenn schon gegenwärtig der Weltkrieg die Interessen unserer Knaben und Mädchen vorwiegend gefangen nimmt, so geht er doch wills Gott auch wieder vorüber, und auch solange er währt, kann er doch noch ein wenig Spielraum lassen für andere Interessen. Das Eigenartige des Kleinschmidtschen ist, daß es in unergleichlich schöner und feinsinniger Weise einführt in das vielgestaltige Leben der Natur, aber nicht in dem trockenen belehrenden Ton eines Lehrbuches, sondern in der lebendigen spannenden Erzählung. Das Leben einer Familie fern von der großen, lauten Welt, in einsamem Bergwald, spiegelt sich vor uns ab, aber sein Dintegrund ist ein reiches Wald- und Flurleben, das mit klarer Nüchternheit und doch mit echter Poesie in edel erzieherischem Sinn geschildert wird. Liebenswürdiger Humor, tief, innerlich, nicht aufdringliche Frömmigkeit und reiches Gemütsleben eines echten deutschen Hauses weht uns warm entgegen. Aber daneben weiß das Werk eine reiche Fülle naturgeschichtlicher Kenntnisse spielerisch zu vermitteln, bei denen seine Beobachtungsgabe, heiße Liebe zur Natur und gereiftes Verständnis für ihre Schönheiten wie für ihre Bedürfnisse die Feder führen. Daß man in unserem Zeitalter die Natur nicht bloß mehr ergründet, sondern auch mehr schätzen und lieben gelernt, als in früheren Zeiten, so greift man dankbar zu einem solchen Buch, das schon die Jugend erfüllen muß mit heiliger Liebe zu der herrlichen Schönheit, dem geheimnisvollen Walten und der zweckmäßigen Tiefe der Natur! Uebrigens wird nicht bloß die Jugend die gediegenen Lektüren lieb gewinnen; auch Erwachsene werden die prächtigen Schilderungen mit Genuß lesen. Nur kurz sei noch auf die prächtige bilderreiche Ausstattung mit farbigen und schwarzen Bildern hingewiesen, sowie darauf, daß jeder Band in sich abgeschlossen ist. „Im Forsthaus Falkenhors“ ist ein Geschenkbuch von bleibendem Wert, zu dem jeder jugendliche Besitzer immer wieder gern zurückgreifen wird; es ist ein Werk, dem in erster Linie ein Platz in den Schulbibliotheken höherer und niederer Schulen gebührt, in denen keines nach meiner Ansicht fehlen sollte.

Anagramm.

Aus je zwei der nachfolgenden Wörter soll durch Umstellung der Zeichen ein neues Wort gebildet werden. Sind alle Bedeutungen richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ein Sprichwort.

- den — ecke, eine Stadt.
- sein — dich, schlechte Eigenschaft,
- esel — dich, findet man am Wagen,
- er — die, ein Fluß,
- ale — gern, militärische Rangstufe,
- nun — arg, ein Land,
- tau — bern, eine Frucht,
- rad — nase, männlicher Vorname,
- nil — sabos, eine Stadt,
- bisse — the, weiblicher Vorname,
- see — deich, ein Tier,
- ruhe — schmach — ein Handwerker,
- hund — stelae, hohes Gut,
- weg — unrein, berühmter Wein,
- an — tinte, Göttergeschlecht.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer:
Die Schere.